



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 3. Das Gymnasium

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auf Schleichwegen und hintenherum geführt wird. Noch wehrt sich der Handwerker erfolgreich und verschließt den Einflüsterungen des Gegners sein Ohr, aber auch der Stärkste erlahmt endlich einmal und wird des ewigen Kampfens müde. Darum kommt dem Handwerker zu Hilfe, ehe es zu spät wird, und er eines Tages gezwungen ist, die Waffen zu strecken und zum Feinde überzugehen!



Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

3. Das Gymnasium



Es war ein schöner Herbstmorgen, als der Vater mit mir in des Hauswirts Korbwägelchen die Reise nach Glatz antrat. Die Chaussee führte über Waldenburg und Neurode. Bei Charlottenbrunn senkt sich die Straße in eine mildere Zone hinab, und ich konnte das erstemal die Herbstpracht rot und gelb gefärbter Laubwäldchen bewundern. In Eckersdorf bei Neurode unterhielt damals der Graf Magnis einen Wildpark, und ich war so glücklich, ganz nahe am Zaun einen weißen Hirsch zu sehen, der sich bei unsrer Annäherung in mächtigen Sätzen entfernte. So brachte ich noch einige freundliche Bilder mit in die düstere Zeit, die mir zunächst bevorstand.

Düster und bedrückend war schon die Einfahrt durch die finstern, dröhnenden Festungsthore in die hohlwegartigen Gassen (die Stadt liegt sehr schön am Festungsberge, eben deswegen aber fallen die Straßen steil ab) bei beginnender Dunkelheit. Gleich links am böhmischen Thor, im Becher, kehrten wir ein, und am andern Tage wies mir der Vater das Quartier bei einer Witwe Kratochwill an, die von ihren Pfleglingen hinter dem Rücken natürlich Frau Krokodil genannt wurde. Sie war übrigens eine kreuzbrave Frau, für uns mütterlich besorgt, und hielt streng auf Ordnung. Da in den Privatquartieren dieselbe Hausordnung innegehalten werden mußte wie im Konvikt, wir also im Sommer früh von fünf bis sieben, im Winter von halb sechs bis sieben am Arbeitstische zu sitzen hatten, so holte sie unsern Ältesten, der im Winter ihren Ruf gewöhnlich nicht gleich hörte, manchmal mit dem Rohrstockchen aus dem Bett; aus diesem und andern Gründen zog er am Schluß des Schuljahres aus. Jeden Sonntag Abend ging sie um sechs Uhr, also drei Viertelstunden vor Schluß der „Studien,“ zu einem verwandten Saalbesitzer Aushilfe leisten. In dem Augenblick, wo man die Hausthürklinke hinter ihr einschnappen hörte, flogen die Bücher in alle Ecken, und es wurde eine Balgerei veranstaltet, über die sich am andern Morgen gewöhnlich der Hauswirt beschwerte. Seitdem

dabei einmal die Lampe zu Falle gekommen war, wurde diese regelmäßig vor der Hecke auf den Kleiderschrank gestellt.

Ich hatte anfänglich keine gute Stellung unter meinen Stubenkameraden. Sie hatten schon mehr Berührung mit der „Gesellschaft“ gehabt als ich und hatten gewisse Umgangsformen weg, die mir abgingen. Ihre Kritik schüchterte mich ein, und so erschien ich nicht allein körperlich, sondern überhaupt ungeschickt und wurde schweigsam, bis ich dann später unter anderer Kameradschaft wieder auftaute. Gleich in den ersten Tagen machten mich einige Fremdwörter lächerlich. Bei der Aufnahmeprüfung werden Sie komponiren (eine Komposition, ein Exerzitium schreiben) müssen, sagte mir ein Junge. Das werde ich wohl nicht können, sagte ich bestürzt, ich kenne ja nicht einmal die Noten. Im Konvikt, wo ich mich dem Religionslehrer vorzustellen hatte, sah ich durch einen Thürspalt eine Reihe weißer Gestalten schimmern. Aha, dachte ich, das ist das Museum (so hieß die größte, nicht im geringsten musisch ausgestattete Studirstube), ich hatte in meiner Kurzsichtigkeit die zusammengerafften weißen Bettvorhänge des großen Schlaffaals für Gipsfiguren gehalten. Bei der Aufnahmeprüfung (in die Quarta) sagte mir der Geschichtslehrer: Du mußt dich mit der Chronologie besser vertraut machen! Was ist nun das wieder, dachte ich; den Lehrer zu fragen, wagte ich nicht; ich war in dieser mir fremden und mich bedrückenden Umgebung nicht so keck wie zwanzig Jahre später ein kleiner Junker, dem ich das Sextanerlatein eingepaukt hatte, und der bei der Aufnahmeprüfung auf die Ankündigung des Direktors: Nun wollen wir sehen, wie es mit der Geographie steht, fragte: Ge—o—gra—phie — was ist denn das? Ist das die Erdbeschreibung, oder find's die Keenige, die regiert haben?

Zu diesem Druck kam die Not des Lebens, die in Doppelgestalt, als allgemeine und als besondere, an mich herantrat. Dem Vater ging es von Monat zu Monat schlechter, und ich geriet in gräßliche Geldverlegenheit. Ein Jahr später sah ich mich genötigt, bei mildherzigen Bürgerleuten, an denen es nicht fehlte, um Freitische zu bitten. Gleichzeitig wurden die Lebensmittel — es war der Winter 1846/47 — sehr teuer; im Winter darauf, wo die Teuerung ihren Höhepunkt erreichte, habe ich gleich andern armen Schülern öfter Kommißbrot von Soldaten gekauft, denn unter diesen befanden sich viele Bauernsöhne, die von zu Hause besseres Brot bekamen. Jeden Sonnabend sah man eine Prozession armer Leute, die Frauen in Mänteln von grober marineblauer Leinwand, den Rosenkranz betend — das war dort damals die Form des Gabenheischens — von Haus zu Haus ziehen. In Oberschlesien brach der Hungertyphus aus, und der Religionslehrer forderte uns zu einer Beisteuer für die Notleidenden auf, die wir uns jedoch, wenn sie Wert vor Gott haben sollte, am eignen Munde abgedarbt haben mußten. Unter diesen Umständen mußten die Erbauungsbücher, die ich damals zu lesen bekam, den tiefsten Eindruck auf mich machen.

Beim Nahen des ersten Weihnachtsfestes sehnte ich mich sehr nach Hause. Der Zeichenlehrer Förster, der Bruder des spätern Fürstbischofs, in dessen gemüthlicher Familie (sie bestand aus seiner eignen schalkhaften Persönlichkeit, seiner engelguten Frau, deren geistreicher Schwester, einem Söhnchen und einem Pflögling, meinem Landsmann und Freunde P.) ich noch manche Wohlthat genießen und angenehme Stunden verleben sollte, streckte mir das Jahrgeld bis Waldenburg vor. Dort, wo die Post „alle war,“ kam ich am heiligen Abend nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr an, und war nicht wenig erfreut, als ich die rauhe Stimme unsers Landshuter Hauswirts nach mir fragen hörte. Der Mann war aber wütend darüber, daß er am heiligen Abende herausgemußt hatte, fluchte den ganzen Weg über fürchterlich und peitschte seine langbeinige Mähre, die zur Rache dafür den Schlitten einhalbdtuzendmal umwarf. Auf der Rückreise machte ich, um ununterbrochne Verbindung zu haben, einen großen Umweg. Ich fuhr mit dem Vater, der nach Breslau reiste, auf der Post nach Freiburg, von da auf der Bahn nach Schweidnitz — in Königszelt nahm ich Abschied vom Vater, den ich zehn Jahre lang nicht wiedersehen sollte —, von da mit der Post über Neurode nach Olaz. Zu Ostern machte ich dann den Weg zu Fuß. In der Gegend von Neurode, deren blutarne Weberbevölkerung den Sozialpolitikern bis auf den heutigen Tag Kopfschmerzen verursacht, gesellte sich eine Frau zu mir. Es mag einen Begriff von der Enge des damaligen Gesichtskreises der dortigen Bevölkerung geben, daß es mir einige Mühe kostete, ihr meine Antwort auf ihre Frage: Was treibt har (er) denn eegentlich für eene Hantirung? verständlich zu machen. Ich gab ihr meine Butterschnitte, die mir meine Wirtin eingesteckt hatte, und da geschah etwas merkwürdiges: einen solchen Erguß von Freude und Dankbarkeit, wie ihn diese winzige Gabe hervorbrachte, habe ich seitdem nicht wieder erlebt; ihre Kinder, versicherte sie, würden mich bis an ihr Lebensende segnen, denn ein Stück Weißbrot mit Butter gestrichen, das hätten sie noch niemals genossen. Zum Dank wies sie mir ein billiges Nachtquartier in Neurode an, bei ein paar alten Leuten, die mich am andern Morgen — es war der Palmsonntag — mit in die Messe nahmen, ehe sie mir das Frühstück reichten und mich entließen.

Der Gegendruck, der meiner Federkraft im Widerstande gegen diese drückende Außenwelt zu Hilfe kam, war anfangs rein innerlich und ganz idealer Natur. Zunächst schwellte mich das stolze Bewußtsein, mit meinem Konfessionswechsel keinen Irrtum begangen zu haben. Dieses Bewußtsein flößte mir der Religionslehrer ein, eine imponirende Gestalt von würdevoller Haltung. Was er lehrte und was er gebot, das war alles von dem Bewußtsein der Unfehlbarkeit getragen. „Ich bin starr, wie die Dogmen meiner Kirche,“ pflegte er zu sagen. Wenn vom Papst die Rede war, so veräumte er nicht, zu bemerken: seine Unfehlbarkeit ist noch nicht Dogma, aber ich für meine Person glaube daran.

Er konnte, wenn er in guter Laune war, auch angenehm plaudern und erzählen. So erzählte er denn einmal: er sei als junger Mann nach Münsterberg berufen worden, um die dortige Präfektenschule*) in Ordnung zu bringen, deren Schüler als nicht zu bändigende Rangen verschrieen gewesen seien. Er habe sie aber schon in der ersten Stunde in fromme Lämmer umgewandelt, und bald hätten die Münsterberger Mütter mit seinem Namen unartige Kinder geschreckt. Ein andermal sagte er: Wenn ich meinen Sextanern drohe: ich fahre mit euch durch die Wand, und mit dem Finger auf die Stelle deute, wo ich hindurchzufahren gedenke, so sehen sie alle hin, denn sie glauben mir unbedingt und verstehen meine Worte buchstäblich. Mit dem Direktor und drei andern Lehrern, die einer freieren Richtung huldigten, stand er schlecht, ja er warnte die Schüler ausdrücklich vor diesen Herren. Die Schüler aber wußten, daß der Religionslehrer stets seinen Willen durchsetzte, nicht mit Hilfe einer Behörde — es stand keine hinter ihm —, sondern bloß durch seine Unbeugbarkeit; sie wußten, daß es ihnen nichts nützte, wenn sie den Direktor für sich hatten, so lange der Unfehlbare gegen sie war, und daß sie umgekehrt auf diesen, der nie ein Wort zurücknahm oder einen Schritt zurückthat, wie auf einen Felsen bauen konnten. Die Schüler der Oberklassen nannten ihn daher den Chef; ich weiß es, pflegte er zu sagen, daß das ein Spottname sein soll, aber ich höre ihn gern. Ein solcher Mann flößt den Schülern unbedingte Sicherheit und Glaubensfreudigkeit ein, solange ihre Seele im Strome der Gläubigen schwimmt, fordert aber den heftigsten Widerspruch heraus, sobald sie sich von einer andern Strömung ergriffen fühlen. Und so kam es, daß ihn zwar die Schüler der Unterklassen abgöttisch verehrten, die der Oberklassen aber bloß fürchteten und entweder in offene Konflikte mit ihm gerieten oder klug versteckten Haß im Busen hegten. Ich stand später eine Zeit lang schlecht, zum Schluß aber wieder besser mit ihm, und da gestand er mir einmal im Vertrauen, er sehe ein, wie verhängnisvoll seine Wirksamkeit in den Oberklassen sei: „die meisten Schüler brechen mit mir, und brechen sie mit meiner Person, so brechen sie auch mit der Religion.“ Daß es auch bei mir so kommen würde, ahnte ich als Quartaner noch nicht, und als ich bei der ersten Kommunion — der einzige in einem schon getragenen Rock und in erbsengelben Hosen**) — im Namen der übrigen das Glaubensbekenntnis mit solchem Aus-

*) So nannte man in Schlesien Schulen, in denen zu der Zeit, wo es erst wenige Gymnasien in der Provinz gab, begabtere Knaben für die Quarta des Gymnasiums vorbereitet wurden.

**) Meine lateinischen Mitschüler waren duldsamer, als ich in spätern Jahren einmal die Erstkommunikanten einer Volksschule fand, von denen keiner auf dem Wege zur Kirche mit dem einzigen gehen mochte, der in seinem alten Rocke gekommen war, obwohl er, glücklicher als ich, einen neuen zu erwarten hatte, die Mutter kam ihm damit nachgeeilt und erlöste ihn noch vor dem Eintritt in die Kirche aus seiner Pein.

druck und von solcher innerer Erregung zitternd ablas, daß sich die Zuhörer wunderten, da schien ich mir selbst und den andern auf ewig gebunden.

Die Religion war mir jetzt doch auch nicht mehr bloß Verstandesache. Zu den oben erwähnten verdüsternden Gemütsinflüssen gesellten sich andre, freundlichere, die mit jenen parallel auf eine religiöse Stimmung hinwirkten. Ich bekam jetzt schöne Kirchenmusik zu hören. Unser Gesang in unserm „Saccellum“ bei der Wochen- und Sonntagsmesse und die Festtagsmusik unsers Kirchenchors ließen freilich in künstlerischer Beziehung viel oder eigentlich alles zu wünschen übrig. Die Leitung hatte ein Primaner, und der vermochte den Schwung seiner Kameraden nicht zu bändigen: es ging alles fortissimo und allegro furioso. Aber dreihundert Knabenstimmen in einem engen Raume übten eine elektrisirende und die schönen Festtagsmelodien vom Chor herab eine schmelzende Wirkung aus. An solchen hohen Festtagen, wo der Chorrekter der Pfarrkirche die Mitwirkung von Gymnasiasten erbat, hatten wir die „große Kirche“ zu besuchen, und in der bekam ich nun auch künstlerisch untadelhafte Aufführungen zu hören. Gleich am ersten Allerseelentage Mozarts Requiem; das Mark und Bein durchschütternde Tuba mirum war das gelungne Werk eines unsrer Mitschüler, dessen Stimme mit wunderbarem Wohlklang eine für sein Alter seltne Kraft verband. Aber es war nicht die Musik allein, die in dieser großen Kirche zur Andacht stimmte. Das Hin- und Herwogen von Menschenmassen, die alle, wie man an ihren Gesichtern und ihrem Benehmen sah, innerlich beschäftigt und ganz bei der Sache waren, machte einem diese unsichtbare Sache gewissermaßen greifbar, denn ein Nichts, meint man, kann es doch nicht sein, was solche Massen so ernsthaft betreiben, und dieselbe Wirkung übt auch außerhalb der Kirche eine rein katholische Umgebung. Das bürgerliche Jahr findet sich mit seinen weltlichen Verrichtungen in das Kirchenjahr eingekapselt, dessen Geheimnisse das ganze Leben beherrschen; Christus, die „Mutter Gottes,“ die Heiligen, die Engel umgeben in Bildern und Symbolen den Gläubigen, werden mit allerlei Bräuchen geehrt und gleich fleischlichen Personen begrüßt, bestimmen die Tages- und Wochenordnung, regeln den Tisch, begleiten bei der Arbeit, unterbrechen diese durch Vergnügungen, und man würde sich nicht besonders wundern, wenn sie einem einmal leibhaftig auf der Straße begegneten. Den Schülern sind selbstverständlich Unterbrechungen des Unterrichts stets willkommen, und so freuten sich auch die ältern, unfrommen der Bittungänge am Markustag und an den drei Tagen vor Himmelfahrt. Ein Spaziergang ins Freie ist namentlich im Frühling angenehmer als das Sitzen in der Schule, und beim Durchziehen durch die Thore unterbrachen auch die gottlosesten Burschen ihre Unterhaltung und brüllten aus Leibeskräften das Te rogamus, audi nos oder libera nos, Domine wegen des betäubenden Wiederhalls. Auch thaten sie auf dem Rückwege gewöhnlich sehr fromm und schlichen, scheinbar in Andacht versunken, so langsam wie

möglich, um zehn Uhr heranzubringen. Denn kamen wir vor zehn zurück, so hatten wir noch zwei Stunden Schule, wars aber eine Minute nach zehn, so hatten wir auch den Rest des Vormittags frei.

So erhob sich also in meinem Herzen ein Tempel für Christus, aber gleichzeitig einer daneben für die Heidengötter. Dessen Baumeister war Dr. B. Er führte uns ins Reich der alt- und neuklassischen Ideale ein, und seine geistvolle Erklärung der Lehrgedichte Schillers gab mir die bleibende Richtung aufs Ästhetische. Namentlich ein Gedicht, dessen Sinn mir im spätern Alter immer unklarer geworden ist: „Das Ideal und das Leben,“ baute mir die Brücke zum Verständnis der Prosachriften des großen Dichters, und meine Mutter hat dann in den Ferien öfter als einmal verwundert den Kopf geschüttelt, wenn ich ihr beim Stubenscheuern eine Vorlesung über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts hielt. Der Religionslehrer hatte Gelegenheit, meine „Ideale“ zu belächeln, als ich sie einmal in einer Schulrede auskramte, das Leben werde mich wohl von den „Schulphrasen“ kuriren, meinte er; aber die Kur hat nichts genützt, Schillers „Gestalt“ hat mirs für immer angethan.

Am Ende des Tertianerjahrs war die innere Spannkraft schon so kräftig und das Heidentum schon so weit gediehen, daß ich mich an einer kleinen Revolution beteiligte. Die Schwächern konnten bei Dr. B.s Unterrichtsmethode nichts lernen. Die Folge davon war ein ungemütliches Verhältnis zwischen ihm und der Mehrzahl der Schüler; und seine Zornesausbrüche gingen bei manchen Gelegenheiten weit über die ihm so heilige Schönheitslinie hinaus. Einige Schüler aus vornehmen Familien wollten sich das nicht gefallen lassen und stifteten eine Verschwörung an. Ich ließ mich durch Eitelkeit und Kameradschaft verleiten, den Wortführer zu spielen, es wurden Versammlungen im Freien abgehalten — man schrieb damals 1848 — und allerlei Bosheiten geplant. Was daraus geworden ist, weiß ich nicht mehr, nur dessen erinnere ich mich genau, daß ich mich nachträglich geschämt und diese Beteiligung an Ränken gegen einen Lehrer, der mir und dem ich von Herzen gut war, als einen Schandfleck auf meinem Leben empfunden habe. Der Religionslehrer hatte uns übrigens unter der Hand aufgemuntert. Ich war das ganze Jahr hindurch von allerlei körperlichen Plagen heimgesucht worden, und eine davon, eine Magenübel, explodirte kurz vor den Ferien an meines Gönners Försters Tische in einem furchtbaren Erbrechen, zum Ergötzen des spaßliebenden Mannes, während ich vor Scham in die Erde zu versinken wünschte. Noch mehr schämte ich mich, als mich die Damen nicht allein abpuzten, sondern auch auskleideten und zu Bett legten. Am Tage vorm Schulschluß stand ich auf; die guten Leute wollten mich durchaus nicht nach Hause gehen lassen, ich aber behauptete, vollkommen gesund zu sein, obwohl ich mich kaum auf den Beinen halten konnte, und mein Landsmann B., dessen Eltern reich waren, der also, wenn er wollte, stets fahren konnte, begleitete mich auf der Fußwanderung. Wir

gingen, wie seitdem immer, über die böhmische Stadt Braunau. Es ist das der geradeste Weg von Glaz nach Landeshut, nur etwa acht Meilen lang; in Braunau pflegte man zu übernachten. Diesmal wars nun eine sehr elende Burschenfahrt. Die glühende Hitze (um den 15. August) war nicht geeignet, mich frischer zu machen. Mer Viertelstunden mußte ich mich an den Straßenrand legen, und mein treuer Kamerad wartete jedesmal geduldig, bis ich mich wieder aufrappelte. Es wurde stockfinster, wir fielen einigemal auf Steinhäufen und zerschlugen uns die Glieder (der andre war ebenfalls kurzschichtig), und ein Mann, den wir fragten, ob wir noch weit hätten bis Braunau, wollte uns mit tschechischer Liebenswürdigkeit totschlagen, weil er glaubte, wir hätten ihn zum besten; wir waren nämlich schon mitten drin im Städtchen. Zu Hause mußte ich noch ein paar Tage das Bett hüten, dann wurde es wieder besser.

Da kamen drei Kameraden, die mich mit aufs Riesengebirge nahmen, wozu mir die Mutter den letzten Thaler gab; mehr brauchte damals ein Gymnasiast zu einer drei- bis viertägigen Ferienwanderung nicht. Wir marschierten in gehobener politischer Stimmung bei schönstem Wetter auf die Grenzbauden. Die Rechte bestand aus einem Förstersohne, der später als Offizier — zu Grunde gegangen ist, und einem großen, dicken Jungen, von dem ich nicht weiß, was aus ihm geworden ist; sie brüllten unaufhörlich: Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben. Links marschierten mein Freund K., jetzt ein sehr konservativer Mann und Generalarzt, und ein Korbmachergefell aus Stettin, der sich zu uns gefunden hatte; diese brüllten ebenso unermüdlich die Marschfeillaise. Ich wanderte lachend im Zentrum, denn da ich von Politik gar nichts verstand und niemals imstande gewesen bin, mich für oder gegen ein unbekanntes Wesen zu erhitzen, so machte mir dieses Duett ungeheuern Spaß. Am andern Morgen krochen wir im Nebel auf die Koppe, wo wir die einzigen Frühstücksgäste waren — Ende August! — und tappten dann den ganzen Tag im Nebel weiter. Nur einmal, an den Schneegruben, trat die Sonne ein wenig hervor und bereitete uns das Schauspiel, das unter dem Namen Brockengespenst bekannt ist, aber mit einer Zugabe, die selten vorzukommen scheint, wenigstens habe ich noch niemals davon gehört oder gelesen. Jeder von uns schaute nämlich um den Kopf seines auf die Nebelmasse geworfenen Schattens eine regenbogenfarbige Glorie, und die Ziegen, die neben uns standen, müssen dasselbe beobachtet haben, denn sie schauten alle auf den Grubennebel und meckerten. Oberhalb Schreiberhau verirrten wir uns im Walde; es wurde stockfinster und der Stettiner sagte: Kinder, wenn wir nicht den Hals brechen wollen, so müssen wir hier liegen bleiben. Wir legten uns also in unsern Rattunkitteln (Sommerüberzieher und Plaids gabs damals noch nicht) auf den nassen Boden, und ich teilte das Stück Brot und Käse, das ich in der letzten Baude zum Abendbrot gekauft, aber nicht hatte aufessen können, unter die Kameraden. Während der Nacht kam ein starkes Gewitter, und wir schwammen

auf unsrer Lagerstatt; ich schlief vor Ermattung ganz fest, während die übrigen wachten. Das war, abgesehen von Besuchen bei Verwandten und Bekannten, die einzige Ferienreise, die ich gemacht habe; später habe ich nie mehr über einen Thaler für solche Zwecke verfügt.

Die Fußwanderungen von Glasz nach Landeshut und zurück gestalteten sich meistens durch allerlei Hindernisse mehr interessant als angenehm. Das einermal fiel in der Nacht zum Palmsonntag ein so tiefer Schnee, daß wir (meine Begleiter waren diesmal zwei Dorfjungen aus der Gegend von Schömberg) unausgesetzt, bis über die Kniee einsinkend, waten mußten, und daß uns in den Dörfern zwischen Braunau und Friedland keine Menschenseele und kein Schlitten begegnete. Vor Friedland trennten sich unsre Wege; von den andern beiden erfuhr ich später, daß sich der jüngere wiederholt mit den Worten: ich kann nicht mehr! in den Schnee gelegt habe, und daß der ältere jedesmal große Mühe gehabt habe, ihn mit Zureden, Schelten und Stoßen ein Stück weiter zu bringen. Ein andermal, auf der Rückkehr nach Glasz, kam ich so durchnäht in Braunau an, daß ich am andern Morgen im nassen Hemd und in nassen Strümpfen und Stiefeln weiter marschieren mußte. Zwar schien jetzt die Sonne, aber es wehte ein kalter Wind, und das Steinethal war überschwemmt, sodaß man nicht auf der Straße gehen konnte, sondern auf den Anhöhen zur Seite weiterklettern mußte; halbjährige Heiserkeit war das Andenken, das ich von dieser Partie mitbrachte. Ein drittesmal, wo ich bei starker Kälte ein paar Meilen auf offnem Wagen gefahren war, brachte ich ganz erfrorene Füße mit heim. Ein viertesmal sollte ich auf der Rückkehr nach Glasz bei einem der vorhin erwähnten Bauernsöhne übernachten, dessen Vater uns am andern Tage bis Braunau fahren lassen wollte. Auf einer mit Schnee bedeckten Ebne verlor ich den Weg und war sehr erfreut, als ich eine Menschengestalt an einem langen Stabe daherschwanke sah. Es war ein Bettler, eine hohe, hagere Greisengestalt; das lange weiße Haar und sein weites Gewand aus Sackleinwand flatterten im Winde, der leibhaftige König Lear auf der Heide. Er wies mich zurecht und bat mich um eine Gabe und wiederholte auf meine Entschuldigung, ich hätte nichts, seine Bitte in flehentlichen Klagetönen. Hätte ich zwei Biergroschenstücke gehabt, ich hätte ihm eins gegeben, aber ich hatte nur ein Achtgroschenstück und sonst keinen Pfennig. Das war einer der schrecklichsten Augenblicke meines Lebens; übrigens einer von denen, in denen sich meine innerste Natur enthüllte, die keine Heiligennatur ist. Wäre ich, wie mich später fromme Männer haben überreden wollen, zum Heiligen geschaffen, so würde ich dem Manne das Achtgroschenstück gegeben haben, und die peinliche Empfindung, die sich einstellte, würde ausschließlich durch das Mitleid erregt worden sein, nicht, wie es thatsächlich der Fall war, hauptsächlich durch den Gedanken, daß mich der Mann für einen Undankbaren oder für einen Geizhals halten müsse.

Im Herbst Achtundvierzig war ich nach Sekunda versetzt und ins Konvikt

aufgenommen worden, und der lebhafteste Gedankenaustausch unter der zahlreichen Knaben- und Jünglingschar brachte auch bei mir die Revolutionsstimmung zum Durchbruch. Ich wurde — mit Maß jedoch — faul und liederlich. Ich verfiel noch einmal — das letztemal in meinem Leben — der Romanleserei; diesmal waren es besonders die berühmtesten großen Romane von Sue und Alexander Dumas, die mich fesselten. Jedoch benutzte ich sie zugleich zur Förderung im Französischen; außerdem zogen mich die Sachen der Schwedin Flygare Carlén sehr an. Auch las ich einiges von Scott und Bulwer, einige Bändchen der französischen Encyclopädie und Buffons Naturgeschichte, die schon die Entwicklungslehre enthält. Daß ich im deutschen Aufsätze, der sonst immer „gut“ und „recht gut“ ausfiel, einmal „ziemlich befriedigend“ kriegte, bereitete mir Freude, und zwar aus zwei Gründen; erstens, weil das die gewöhnliche Zensur meines Freundes L. war, den ich leidenschaftlich liebte, und zweitens, weil ich mich als politischen Märtyrer fühlte. Denn stilistisch war der Aufsatz gewiß nicht schlecht; aber ich hatte darin das begeisterte Lob der nordamerikanischen Republik gesungen, und das hatte dem guten Regens Langer sehr schlecht gefallen, er hatte viel rote Tinte daran gewandt, am Rande meine Irrtümer zu widerlegen.

Von revolutionären Bewegungen bekamen wir, außer einem kleinen Milch- und Butterkrawall, den die Hausfrauen ausführten, nichts zu sehen; Glatz ist ja eine Festung mit starker Garnison. Unsere hauptsächlichste politische Informationsquelle war natürlich der Kladderadatsch. Einen lebendigen Kladderadatsch, hatten wir an einem lustigen Burschen, der unermüdlich sang: Kladderadatsch die Russen kommen, Papst hat sich ne Frau genommen. Er war ein Sohn des Berliner Maschinenfabrikanten Egels. Dieser Mann hatte ohne Zweifel in Vorahnung unsrer heutigen schönen Zeit, wo die Weltgeschichte und verschiednes andre von hinten angefangen wird, seinen Sohn zuerst als vierzehnjährigen Jungen nach Paris geschickt und dann den Siebzehnjährigen ins Glager Konvikt gesperrt. Gleichzeitig brachte er auch noch zwei kleine Wiener dort unter, die Söhne seines Schwagers Michen, dem in der Revolution seine Fabrik niedergebrannt worden war. Die zwei Wiener wurden ihrer Drolligkeit wegen sehr bald die allgemeinen Lieblinge. Eines Sonntags kam der Jüngere, ein kugelförmiger kleiner Bengel mit dunkelroten Pausbacken, sehr betrübt nach Hause. Sie waren bei einem Freunde gewesen, dessen Schwester die Flamme der beiden Brüder war. Wir haben, erzählte er, Pfänder gespielt, und der Anton hat der Ida sechzig Küffel geben dürfen, und ich habe zählen müssen.

Der arme Anton ist über das Alter der schuldlosen Küffel nicht hinausgekommen. Er war kaum ein Jahr bei uns, da erkrankte er am Typhus und starb. Vor seinem Tode aber hat er mir noch eine interessante Bekanntschaft verschafft. Sein Vater kam, ihn zu pflegen. Einige von uns, darunter auch ich, brachten einen großen Teil ihrer freien Zeit im Krankenzimmer zu (ein

Schüler war übrigens ex officio Krankenwärter, das war eines der Ehrenämter unsers kleinen auf selfgovernment beruhenden Staats*), teils um dem Kranken Gesellschaft zu leisten, teils um den Weisheitslehren seines Vaters zu lauschen, der uns mit Enthusiasmus bearbeitete — er war nämlich ein Brandroter. Eine seiner Lehren ist mir in der Erinnerung geblieben, und je älter ich werde, desto öfter muß ich an sie denken. Sie lautet: Alles Unheil kommt von den vier Fakultäten, die als die Wurzeln des Übels ausgerottet werden müssen; die Theologen und Mediziner sind Volksbetrüger, die Philologen unnütze Peiniger der Jugend, die Juristen Rechtsverdreher. Einmal legte er mir plötzlich die Hände segnend aufs Haupt und rief: Werden Sie ein zweiter Luther! Das war nun freilich unmöglich, aber ein ganz klein wenig ist von diesem Segen doch an mir hängen geblieben; als ich ihn später kennen lernte, den Luther, da hat er mir gefallen, und ein oder zwei Äderchen mag ich wohl von ihm haben.

(Schluß folgt)



Ein Nachwort zur Hans=Sachs=feier

Von Albert Richter



ie Hans=Sachs=feier hat Festschriften, Festspiele, Festvorträge, Prologe, Wiederaufführungen Hans=Sachs'scher Dramen u. s. w. in großer Menge gebracht, und überall hat man sich dabei gebildet, als ob es sich bei dieser Feier um einen Mann handelte, der lange Zeit von allen Gliedern seines Volks verkannt und verachtet gewesen und erst im letzten Jahrhundert wieder zu Ehren gekommen wäre. Nun ist es ja richtig, daß man Hans Sachs seit Wielands und Goethes Zeiten wieder in weitem Kreise als einen großen Dichter anerkannt hat, und daß seine Bedeutung erst in den letzten Jahrzehnten durch volkstümliche Schriften, durch den litteraturkundlichen Unterricht der Schule, auch durch Wagners Meisterfänger volksbekannt geworden ist; es mag auch wünschenswert erscheinen, daß dieser Mann und ein großer Teil seiner Werke noch viel bekannter werde, daß sich in noch viel weitem Kreise die Erkenntnis Bahn breche, der bekannte Vers von dem Manne, der zugleich ein fleißiger Schuh-

*) An Absperrung solcher Kranken, deren Leiden für ansteckend gehalten wurde, dachte damals niemand bei uns; auch ich bin in einem Choleraanfalle von meinen Kameraden besucht und von einem gepflegt worden. Wer sich fürchtete, der blieb eben weg, und wer sich nicht fürchtete, der kam. Keiner hat sich in solchen Fällen angesteckt.